

## Was ist hier eigentlich los?

**Jena, den 30. Oktober 1993**

Manchmal liege ich mit meinen Einschätzungen, was unsere StudentInnen betrifft, schlicht falsch. In aller Arglosigkeit unterstellte ich neulich den jungen Leuten — sozusagen als alterstypische Eigenschaft — das Bedürfnis, sich frühzeitig vom Elternhaus abzunabeln und ein eigenes Leben zu beginnen. Keiner widersprach, aber es entstand, schon während ich noch redete, eine unterdrückte Unruhe und Nervosität im Raum, als sei etwas passiert. Irgendwann hielt ich inne und fragte direkt nach dem Grund. Es kam lange nichts. Die StudentInnen rückten auf ihren Stühlen herum, grinnten vor sich hin und spielten mit ihren Stiften. Dann endlich erbarmte sich eine Studentin:

„Wie kommen Sie darauf, dass wir unsere Familien gerne von hinten sehen wollen, wie Sie sich ausdrücken? Wir hier lieben unsere Familien und möchten oft mit ihnen zusammen sein, Frau Professor. Die Familie ist unsere wichtigste Stütze, die Eltern, die Geschwister aber auch die Tanten und Onkel, die Cousinen und Cousins.“

In der Luft lag zustimmendes Schweigen.

„Dann ist das wohl nur bei uns im Westen so. Ich war mit 18 von zu Hause weg und froh, meine Eltern los zu sein,“ stammelte ich als Erklärung.

„Das finden wir merkwürdig. Ehrlich gesagt ich finde es etwas krank“, äußerte sich ein Student.

***Hier ist manches anders als im Westen, sagen die StudentInnen.***

„Hier ist manches eben anders als bei Ihnen“, ergänzte die Frau, die neben dem Redner saß. Es klang spitz. „Wir wollen nicht so werden wie die jungen Leute bei Ihnen.“

„Ok, ok. Ich sehe, da ist ein Unterschied Ost-West. Ich werde ihn beherzigen“, gab ich zu. Die Studenten lächelten gnädig.

**Jena, den 31. 10. 1993**

Ehrlich gesagt, dieses Erlebnis hat mich etwas unsicher gemacht. Ich kenne auch aus meinem Bekanntenkreis junge Leute, die an ihren Familien hängen. Aber dies hier kam mir so vor wie eine kollektive Grundsatzaussage gegen das, was wir Wessi-Profis mitbringen. Ich versuchte vergeblich, ihr Bedürfnis nachzuempfinden. Aber dass es ausgerechnet der größere Familienzusammenhalt sein soll, den die Ex-DDR-Bürger in die neue Welt mitbringen und nicht wieder preisgeben wollen, das verwirrt mich. Das ist das Letzte, was ich erwartet habe.

Als ich in der Cafeteria, wo auch die Professoren meistens zu Mittag essen, dieses Erlebnis mit den Studenten zum Besten gab, meinte einer grinsend:

„Na ich denke, da lieg'ste falsch. Das ist nicht der Osten, das ist einfach Thüringen. Die fühlen mich nun einmal am wohlsten in Mutters Küche.“

Wahrscheinlich hat der Kollege recht, denn er gehört zu den fünf Leuten, die hier schon arbeiteten, als die Hochschule den neuen Fachbereich gerade erst eröffnet hatte. Er kennt also den Laden hier mindestens ein Jahr länger als ich.

**Jena, den 1. November 1993**

### ***Willkommen in der Ellenbogengesellschaft!***

Ein mich erschütternder Vorgang in meinem Seminar gestern früh:

Es ging um Grundlagen der Pädagogik. Jeder der Studienanfänger hatte die Aufgabe mit nach Hause genommen, ein kleines Referat zu einem Thema zu halten, das er sich selbst gewählt hatte. Die Studierenden sollten nun im Seminar ihre Ergebnisse vortragen.

Es lief schleppend. Die Texte schienen oft wie abgeschrieben. Wenige schienen mit Interesse dabei. Vor uns hatten an diesem Tag schon mehrere Seminare in diesem Raum stattgefunden, man merkte es an der stickigen Luft. Alle waren ein wenig nervös, schien es mir. Ich wohl auch. Ich konnte es nicht lassen, mehrmals offen auf meine Armbanduhr zu schauen, in der Hoffnung, die eineinhalb Stunden, die ein Seminar dauert, wären bald herum. Jedes Mal, wenn eine oder einer der Studierenden vortrug, saßen die anderen da und schauten die oder den Vortragenden stumm an. Ich empfand ihre Blicke als ironisch, ohne dass ich mir das erklären konnte. Nach Beendigung des Vortrags, gefragt nach ihrem Eindruck, wurde der Vortragende von seinen Kommilitonen entweder über den grünen Klee gelobt und verteidigt, oder aber er oder sie bekam harte Kritik von den Mitstudierenden ab. Eine differenzierte Meinungsäußerung schien niemand anbringen zu wollen. Oder können sie das nicht?

Von dem Referat einer Studentin, die in den vergangenen vier Wochen völlig unbeteiligt in meinen Seminaren gesessen hat, erwartete ich nicht viel. Was dann aber kam, war erschreckend. Sie hatte keinen Plan, sie schien sich ihren Text zum Teil erst jetzt beim Sprechen auszudenken. Sie druckste herum, stotterte, schwieg lange, quälte sich und ihre Zuhörer, war den Tränen nahe. Zuzuhören, wie wenig Sinnvolles sie zustande brachte, wurde auch für mich unerträglich. Ich brach den Vortrag schließlich ab, um die Szene nicht weiter zu eskalieren.

Das Elend der jungen Frau konnte man nicht übersehen. Während sie noch mühsam herum stotterte, hatte ich bei mir beschlossen, in diesem Fall keine Diskussion anzuschließen. Aber die anderen reagierten schneller als ich. Sofort meldete sich einer der männlichen Kommilitonen und sagte unaufgefordert:

„Also das war ja wohl eine Katastrophe, Jana! Du hast ja nicht einen vernünftigen Satz hinbekommen. Echt, das Allerletzte. Bist du so dumm, oder so faul?“

Die anderen lachten, teils verlegen, einige spöttisch. Jana brach in Tränen aus und rannte aus dem Seminarraum. Ich stand da und konnte erst kein Wort herausbringen. Die Gruppe lauerte auf meine Reaktion, das war nicht zu übersehen. Schließlich piff ich den jungen Mann an:

„Sagen Sie, was veranlasst und berechtigt Sie dazu, so mit einer Kommilitonin umzugehen?“ Meine Stimme klang ungewohnt dünn und scharf. Ich merkte es selbst.

„Aber was wollen Sie? Das ist doch jetzt so in dieser Ellenbogengesellschaft. Wer zimperlich ist, kommt nicht weiter, oder?“, kam prompt die Antwort.

In der Studentenrunde entstand Unruhe. Einige Frauen schimpften den Studenten wegen seiner Härte und fehlenden Solidarität aus.

„Aber die Leistung war doch echt katastrophal, oder etwa nicht?“, fragte der Student, nun an mich gewandt. Ich sagte nichts, aber es war allen klar, dass ich gar nicht anders konnte, als diese Meinung zu teilen.

„Dann ist es doch albern, so zu tun, als sei es nicht so. Was wollen Sie? Sie haben dieses System doch selbst mitgebracht, in dem wir jetzt leben werden.“

Ich musste mich setzen. Ich brauchte einen Moment, bevor ich reagieren konnte.

Dann sagte ich kalt:

„Wie kommen sie darauf, dass das mein System ist. Ich verbitte mir das. Und ich erwarte in Zukunft unter Ihnen als Studentengruppe mehr Respekt und Solidarität untereinander.“

Alle schwiegen.

Das nächste Referat verlief erträglich.

Ich hatte Magenschmerzen, auch noch lange danach.

**Jena, den 10. November 1993**

***Neue Tabus***

Das alte Ärgernis: Die in unserem Fachbereich benutzte Literatur kommt ausschließlich aus dem Westen, aus West-Deutschland und vor allem aus den Staaten. Auch die beiden Ossi-Psychologinnen, denen die wissenschaftliche Literatur der DDR zu ihrem Fach ja wohl bekannt sein muss, machen es nicht anders. Und auch bei mir erwarteten alle, dass Erziehung und Jugendhilfe nun völlig anders gesehen werden müsse. Wenn ich meine Studierenden nach wissenschaftlichen Namen, nach bekannten Theorien frage, die hier in ihrem Land zum Thema relevant waren, ernte ich nur drucksendes Schweigen.

Es kommt mir so vor, als entwickle sich hier vor meinen Augen ein neues Tabu. Über die Vergangenheit und die DDR wird nicht gesprochen, und wenn, dann auf keinen Fall positiv. Manchmal bricht es aus einem der Studierenden heraus, und er beklagt voller Wut und Verletztheit, dass sie sich provoziert und nicht geachtet fühlen. Aber die meisten bemühen sich, kein Wort über ihr früheres Leben zu sagen, den neuen Regeln, Moden und Gesetzen optimal Folge zu leisten und in diesen noch fremden Gewässern so gut es geht, schwimmen zu lernen.

**Jena, den 20.11.1993**

***geachtet, aber nicht bewundert***

Ich freute mich sehr, als mich die Studierenden einer der vier Gruppen des 3. Semesters

einladen, zu ihrem Weihnachtsfest Anfang Dezember zu kommen. Paul ist auch eingeladen. Sonst soll offensichtlich niemand vom Lehrkörper dabei sein. Das verwundert uns, denn wir gehören beide nicht zu den besonders beliebten ProfessorInnen. Der Unterhaltungsfaktor unserer Lehrveranstaltungen hält sich in Grenzen, das ist uns klar. Die Studenten wollen nun einmal vor allem eins: bespaßt werden. Und das liegt weder mir noch Paul. Dennoch gibt es offenbar Studierende, die uns mögen und schätzen. Während wir noch rätselten, warum es ausgerechnet uns beide getroffen hat, kam gestern die Aufklärung ohne Vorwarnung von Anja, einer Studentin aus dieser Gruppe. Die sprach mich auf dem Flur an und meinte: „Wissen Sie eigentlich, warum wir gerade Sie beide eingeladen haben?“ Und sie hatte offenbar nicht vor, auf eine Antwort zu warten. „Weil Sie beide aus dem Westen kommen, aber trotzdem nicht auf uns runter sehen.“ Sie lachte und ließ mich einfach stehen. Ich muss sagen, ich fühle mich geehrt und warte nun ungeduldig auf den Abend Anfang Dezember, an dem das Fest starten soll.

### **Jena, den 24. November 1993**

Was soll ich sagen? Nach knapp zwei Monaten in diesem Laden ziehe ich folgendes Fazit: Es gibt hier Studentengruppen, die mich zur Weißglut bringen können. Andere fressen mir aus der Hand. Und die Woche drauf verhalten sie sich beide genau umgekehrt. Das ist anstrengend und verwirrt mich.

Die Kollegen: viele Wessis, meist Männer. Alle durchaus engagiert und kompetent, soweit ich das beurteilen kann. Aber ich finde niemanden, der den Osten jetzt nach der Wende so wahrnimmt wie ich, und der sich auch hier so fühlt wie ich. Sie alle üben hier einfach ihren Beruf aus. Sie sind sich bewusst, dass sie es bei den Studierenden mit Leuten zu tun haben, die zum großen Teil noch ein Stück DDR-Erziehung erlebt haben, halten das aber eher für einen Schönheitsfehler, den es letztlich auszuradieren gilt. Sogar die beiden Ostfrauen machen es nicht viel anders.

Ich möchte die Menschen hier respektieren und nicht bevormunden und schon gar nicht mit dem Westen und seinen zweifelhaften Errungenschaften beglücken. Eher noch sehe ich mich als jemand, der hilft, das zu retten, was immerhin doch gut war, und um zu verhindern, dass sich die Menschen kopflos und gutgläubig der DM und diesem System ergeben.

Die Frage ist allerdings: Wollen sie das überhaupt?

### **Jena, den 1.12 1993**

***Manche Ossis sind eigentlich für den Kapitalismus geboren.***

Meine Maklerin, ich weiß nicht mehr, wie ich auf sie gestoßen bin, ist von hier. Ich dachte, bei den vielen westdeutschen Halsabschneidern, die hier den Immobilienmarkt überschwemmen, da bin ich bei einer Ostfrau besser aufgehoben. Aber Frau Engels - ja, so heißt sie tatsächlich - muss für den Kapitalismus geboren worden sein. Als die Mauer aufging, schwamm sie gleich

in den ihr fremden Gewässern los, als hätte sie nie etwas anderes gemacht. Dabei lehrte sie früher Russisch. Jetzt war sie da, wo sie schon immer hinwollte, und sie stand im Überreden und Schmeicheln keineswegs hinter ihren Westkollegen zurück. An mir hatte sie ab dem Moment kein Interesse mehr, als ihr klar wurde, dass sie keine West-Akademikerin vor sich hatte, die versuchte, hier im Osten nachzuholen, was sie im Westen noch nicht geschafft hatte: das protzige Auto, die tolle 5 Zimmer-Wohnung mit beheiztem Wintergarten und so weiter. Ich suche ja schlicht nur zweieinhalb Zimmer. Das war ihr wohl zu blöd. Sie vergaß mich auch immer wieder und ich musste mich bei ihr wiederholt in Erinnerung bringen.

Einmal hat sie mich zu einer Besichtigung eingeladen. Die Wohnung befand sich im zweiten Stock einer frisch renovierten Villa. Wir waren zu dritt: die Maklerin, ich und eine schick gekleidete Frau, die sich als Besitzerin des Hauses vorstellte. Vermutlich hatte diese Investorin aus dem Westen das Haus gekauft, mit EU-Geldern renovieren lassen und machte daraus jetzt eine kleine Goldgrube. Und vielleicht hätte ich diese Wohnung ja genommen, sie kam mir zwar etwas zu weiträumig vor und deutlich zu teuer, aber ich fand sie schön geschnitten. Doch als die Hausbesitzerin zu mir sagte:

„So, Sie arbeiten also an der neuen Fachhochschule. Und ich dachte, Sie wären eine richtige Universitätsprofessorin.“

Da habe ich mich auf der Stelle von beiden verabschiedet. Soviel Taktlosigkeit gibt es ja nicht mal im Westen.

### **Jena, den 3.12 1993**

Gestern also zum ersten Mal im Kreis-Jugendhilfe-Ausschuss.

Der Ausschuss tagte in einer Kleinstadt bei Jena in einem erstaunlich geräumigen Pfarrsaal. Die Möblierung hatte noch DDR-Charme. Man kannte sich. Viele begrüßten einander mit Handschlag und tauschten einige Worte aus. Ich hatte mir einen Platz an dem langen Tisch gesucht und wartete auf das, was jetzt kommen würde.

#### ***Die Ausschuss-Mitglieder sind nicht scharf auf Wessis.***

Wieso überhaupt tagten wir in einem Pfarrhaus, fragte ich mich irritiert. Das massive, dunkle Kreuz, das an der Stirnseite des langen Raumes hing, befremdete ich, umso mehr, als ich bei meinem Aufenthalt in Jena zu meiner Freude noch nie auf so demonstrativ vorgehaltene religiöse Zeichen gestoßen war. Ist das überhaupt o. k., wenn ein Ausschuss des Landesamtes in so urchristlichen Räumen tagt, dachte ich ein wenig amüsiert.

Plötzlich wurde ich direkt mit meinem Namen angesprochen. Ich schrak zusammen.

„Warum sind Sie nach Jena gekommen, Frau Professor?“, fragte mich der Pfarrer, der offenbar der Vorsitzende des vielköpfigen Jugendhilfeausschusses ist. Ich war hier die Neue. Ich hatte mich zu Beginn der Sitzung kurz vorgestellt. Ich hätte mit dieser Frage rechnen müssen. Merkwürdigerweise traf sie mich völlig unvorbereitet. Ich versuchte zu lächeln.

Dann erzählte ich, dass es für mich reizvoll sei, in einer Aufbauatmosphäre zu leben. Darüber hinaus wolle ich etwas mehr Distanz zur Praxis haben und nach fast 16 Arbeitsjahren wieder

ein wenig mehr wissenschaftlich arbeiten. Außerdem sei die Situation in der Jugendhilfe im Westen mitunter problematisch, es würde an Stellen gespart, auch da, wo das unverantwortlich sei.

Spätestens in diesem Moment spürte ich bei meinen Gesprächspartnern Unverständnis und Unglauben, sogar Ablehnung mir gegenüber aufsteigen. Da wurde mir klar: Sie reagieren so, wie ein Armer reagieren mag, dem ein Reicher klagt, dass er sich dieses Jahr nicht drei, sondern nur noch zwei Autos leisten kann ... Sie sahen mich jetzt an wie einen komischen, unbegreiflichen Vogel, den man genau beobachten muss, weil man nie weiß, was er noch so anstellen wird.

Ich verfolgte den weiteren Verlauf nur mit halber Aufmerksamkeit. Es ging um die üblichen Sachen: Wer bekommt welche Zuschüsse? Welche Projekte werden ins Leben gerufen? Wie soll die Jugendarbeit im Kreis koordiniert werden? Was weiß man über den Westträger, der sich für die neue Jugendhilfestation in Camburg] beworben hat? ...

Ich fuhr nach dem Ausschuss erschöpft heim. Mir war ein wenig übel.

Zu Hause sitze ich nun hier am Fenster. Mir ist merkwürdig zu Mute.

Ich hatte gedacht, sie freuen sich, dass jemand von der Fachhochschule und auch, dass ein Wessi bei ihnen in diesem Ausschuss mitmachen will. Aber ich habe jetzt eher das Gefühl, dass ihnen nichts daran liegt. Sie fragten, warum ich nach Jena gekommen sei. Was ich sagte, schien sie nicht zu befriedigen, eher zu befremden.

Mir ist heute klar geworden, dass hier niemand auf mich gewartet hat, dass mich hier niemand braucht und dass man meinem Auftritt in Ossiland skeptisch und verständnislos gegenübersteht. Plötzlich komme ich mir vor wie ein Voyeur.

### **Spät abends:**

#### ***Ehrliche Antworten auf klare Fragen***

Ich habe es bisher nie konsequent ergründet: Warum bin ich wirklich hierhergekommen? Ich versuche jetzt, diese Frage mal ganz ehrlich, wenigstens vor mir selbst ganz ehrlich, zu beantworten:

1. weil ich hier Karriere machen kann, eine attraktive Stelle bekommen habe, bei der ich meine Kenntnisse einbringen und vertiefen kann,
2. weil ich die Praxis wieder mehr mit einer gewissen wissenschaftlichen Distanz betrachten will - wenn man drinsteckt und mitten in den Vollzügen und Zugzwängen hockt, verliert man den Blick für Zusammenhänge und Notwendigkeiten,
3. weil ich mich in Wiesbaden nicht wohl fühle, abgestoßen bin durch die glatte, perfekte Fassade, das Fertigsein und das im Grunde für mich Perspektivlose,
4. weil ich Lust habe, teilzunehmen an dem schwierigen Prozess des Neubeginns und Aufbaus eines neuen gesellschaftlichen Systems hier in Jena,
5. weil es mich ärgert, dass der Westen hier wie ein Wolfsrudel einfällt und ich den Menschen der Neuen Bundesländer gegenüber gerecht sein möchte,

6. weil ich mich schäme, dass ich selbst denen auf den Leim gegangen bin, die dieses Land verarscht und den sozialistischen Traum vor die Wand gefahren haben,
7. weil ich es aber gleichzeitig nicht akzeptiere, dass das kapitalistische, westliche System, das ich bekämpft habe, nun das Beste aller Zeiten und Welten sein soll,
8. weil ich hoffe, noch Spuren zu finden aus einer Zeit, als hier versucht wurde, anders zu leben, Gesellschaft anders, gerechter und menschlicher zu gestalten ... aber auch,
9. weil hier alles kleiner, angenehmer, überschaubarer, bescheidener, ehrlicher, vorsichtiger ist als bei "uns", weil ich selbst offenbar nie klar kam mit dem Tempo und der Hetze, mit der Oberflächlichkeit meiner Welt im Westen.

Ich habe eben den Kugelschreiber weggelegt und auf das Geschriebene gestarrt. Das also ist meine Wahrheit! Mehr nicht?

Ich lasse das, was ich bisher hier erlebt habe, an mir vorbeiziehen: Die Studierenden, schreiben ihre Referate weiterhin schamlos aus gedruckten Artikeln ab und scheinen auch noch stolz darauf zu sein. In den Prüfungen geben sie meistens auswendig gelernte Inhalte wieder oder zitieren mich, geben wortwörtlich das wieder, was ich in den Seminaren gesagt habe. Die Menschen um mich hetzen der DM und den Tugenden des kapitalistischen Systems hinterher und fahren ihre Westautos atemberaubend und riskant über die engen, löchrigen Landstraßen.

Meine West-Kollegen rühmen sich damit, hier im Osten keine Depression bekommen zu haben. Meine Maklerin, der ich mich anvertraut hatte, um eine Wohnung in dieser Stadt zu finden, in der ich mich wohlfühlen könnte, schwatzt mir die Ohren voll und präsentiert mir Mietpreise, die man auch in Wiesbaden bezahlt hätte.

Mein PC heißt „Goethe“ ist das alles, was von meinen Träumen geblieben ist?